



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

a./D.: "Vor Paris nichts Neues."

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## „Vor Paris nichts Neues.“

Leipzig, d. 19. Oct. 1870.

Peace be to France, if France in peace permit  
Our just and lineal entrance to our own!  
If not, bleed France, and peace ascend to heaven!  
Whiles we, God's wrathful agent, do correct  
Their proud contempt, that beat his peace to heaven.  
(King John II. 1.)

„Das Weltall blüht auf euch!“ Mit dieser Lästerung wider die Copernicanische Weltordnung trieb Napoleon seine Heere gegen uns in den Kampf. Nicht das Weltall, wohl aber die civilisirte Menschheit blüht nun beklommener von Tage zu Tage auf die Stadt ohne Gleichen, die so lange mit dem Glanze ihrer Sünden die Augen der Völker geblendet hat. Wir Deutschen wissen wohl, warum wir das Ende des grauenvollen Strafgerichts herbeisehnen, zu dessen Vollstreckung wir uns nicht herangedrängt haben. Die anderen Nationen werden ungeduldig, wie der müßige Pöbel, der sich um das fürchterliche Schauspiel einer Hinrichtung zusammengerottet. Enttäuscht läßt mancher Zeitungsleser draußen, der sich beim Frühstück durch die Kunde von dem Riesenbombardement der Riesenstadt wohlthätig hatte erschüttern wollen, das Blatt sinken, wenn ihm wieder und wieder der Draht lakonisch meldet: „Vor Paris nichts Neues.“ Geduld, ihr Herren! wir haben euch mit wunderbaren Neuigkeiten allzusehr verwöhnt.

Vor Paris nichts Neues, aber Altes, Uralters! möchte man ausrufen. In die Dämmerfrühe der Geschichte fühlt man sich zurückversetzt, in die Welt des ewig kindischen und ewig greisenhaften Orients, wo jene ungethümen Hauptstädte empornwuchsen, welche das Mark der Reiche auffogen, bis zum Bersten gefüllt mit prächtigem Glend, die Despotenpaläste bedeckt mit dem einförmigen Zierrath der Siegesnamen und Triumphbilder, ringsumher unermessliche Mauern und Thürme, die dem staunenden Fremdling als unüberwindlich gerühmt wurden. Das Volk drinnen lebte in Hoffahrt und Sinnlichkeit dahin; was sittlichen Nationen ein Greuel dünkte, galt ihnen für Gottesdienst; in ihren Tempeln beteten sie in Wahrheit nur sich selber an, den Geist ihrer Stadt. Der erschien ihnen zugleich als die Seele der Welt; für anderer Menschen Gedanken hatten sie kein Verständniß, aber vielleicht ein mitleidiges Lächeln. Bis dann einmal der Tag erschien, wo ein Cyrus oder Alexander heranzog mit frischer Volkskraft, mit Männern von Geist und Sitte! Da hauchte doch am Ende die Welt diese ihre Seele aus, die dann überwanderte in einen andern Steinhaufen, um dort weiter hinzubrüten, zu gleichem Loose. In der anmuthigen Legende vom Propheten Jona wird Ninive noch einmal errettet, weil es den Herrn jammert „solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert und zwanzig tausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Thiere“.

Die Geschichte weiß es anders: so wenig Ninive, wie die übrigen „großen Städte Gottes, drei Tagereisen groß“, deren „Bosheit heraufkommen war vor ihm“, sind vorm Sturze bewahrt worden; durch Hunger, List oder Gewalt hat man es ihnen allen zuletzt doch angethan.

Man verkenne unsere Absicht nicht: wir wollten weder predigen noch spotten. Wir haben eine historische Parallele gezogen, deren Wahrheit jedem einleuchten muß. Innerhalb abendländischer Cultur ist eine Erscheinung wie Paris, eine solche todbringende Concentration der Volksäfte an einem Punkte des Staatskörpers, nie dagewesen, es ist eine Uebernahrung des Herzens, die nun einmal zu einem jähen Ende führen muß. Allerdings hat auch das alte Rom den Erdkreis ausgeplündert, um sich allein zu bereichern an Geld, Talenten und allem Schmucke zum Theil unbegriffener Kunst. Doch geschah das erst, als die eigene Leistungsfähigkeit in ihm erloschen war, Geiz und Habucht sind auch bei großen Gesammtheiten Zeichen des hereinbrechenden Alters. Auch an Hochmuth steht doch Rom noch weit hinter Paris zurück. In den sturmfreien Tagen der augusteischen Zeit ruft der fromme Dichter zur Sonne der Säcularfeier den Wunsch empor, daß sie doch nimmer etwas Größeres erschauen möge, als die Stadt Rom. Solch' ein Wunsch, der ja immer einen Zweifel in sich schließt, würde selbst im äußersten Schiffbruch dem französischen Dichter als ein Frevel wider die Unsterblichkeit von Paris erscheinen. Doch man verzeihe uns den Frevel, Victor Hugo neben Horaz zu nennen!

Man hat gemeint, unsere Führer schwankten noch, ob sie die ungeheure Last in den Augen der Nachwelt auf sich nehmen sollten, Paris, wenn auch nur theilweise, zerstört zu haben. Wir trauen ihnen diese falsche Weichherzigkeit nicht zu, um so weniger, als sie selber erklärt haben, wie viel entsetzlichere Folgen auch für unsere Feinde die Aushungerung haben müßte, als der lärmende Schrecken einer energischen und darum kurzen Beschießung. Es ist freilich eine arge Ironie des Schicksals, daß unser Volk, das am tiefsten von allen in das Verständniß der Kunst- und Geisteswerke jeder Vorzeit eingedrungen ist, die Hand anlegen soll, so vieles Schöne und Herrliche zu vernichten, nicht etwa bloß die Werke französischer Bildner — diese, die noch dazu fast alle lediglich der französischen Selbstbespiegelung dienen, setzt die große Nation als freiwilligen Einsatz aus eigener Tasche auf's Spiel — nein, auch ganz einzige, nie erseliche Schöpfungen griechischer und italienischer Kunst, die Venus Milo, wie die Bilder Leonardo's, oder endlich den kostbaren manessischen Codex unserer eigenen Minnesinger, einst ein Kleinod der uns geraubten Heidelberger Bibliothek. Aber wie in den Kriegsberichten dieser Blätter mehrfach betont worden, das Leben unserer Tapfern, das Heil unseres Volkes und Staates ist uns das oberste Gesetz. Mögen sie uns dann immerhin als Barbaren in ihre Bücher zeichnen. Die Weltgeschichte doch

nicht, wie sie Franzosen schreiben, kann uns je das Weltgericht bedeuten! Drum heran, ihr Kanonen, macht euch bereit, gegen die mehr als verworfene Stadt „die eiserne Entrüstung auszuspei'n!“ a./D.

### Ein Wort gegen den Drang nach Colonialbesitz.

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg endlich nach seines Herzens Wunsche die Königskrone auf seinem Haupte sah, da hielt er es für unumgänglich geboten, auch eine Mätresse anzuschaffen. Er promenirte mit ihr zu bestimmten Stunden in ehrbarem Gespräche vor den Augen des Hofes eine Gallerie auf und nieder. Uebrigens blieb sein Familienleben durchaus sittlich tadellos, wie es gewesen; er genoß aber nun das erhebende Gefühl, auch in eigentlich unanständigen Dingen dem Anstande eines Königs à la Louis XIV. nichts zu vergeben. Man wird es hart finden, aber ich muß es einmal sagen: ganz ähnlich kommen mir die Leute vor, die heutzutage meinen, wir Deutsche, da wir ein so großes Volk geworden, müßten doch nun auch unsere Colonien haben.

Gleich nachdem man in den fünfziger Jahren begonnen hatte, das preußische Seewesen allmählig auszubilden, tauchten dahin zielende Wünsche auf; die Erwerbung der Jahde, die Besitznahme von Kiel, endlich vor Allem die Gründung des norddeutschen Bundes mit seiner einheitlichen Marine nährten sie dann mehr und mehr; Gerüchte von Staatsverhandlungen über Colonialerwerb, Entwürfe und Rathschläge von Privatleuten erschienen dann und wann in den Zeitungen. Auch aus den nationalgesinnten Broschüren, welche das Jahr 1866 hervorrief, klang häufig neben allem freudigen Stolze doch auch die elegische Klage hervor, daß Norddeutschland nun zwar eine ansehliche Großmacht geworden sei im Sinne der alten Pentarchie, daß es sich aber weitaus nicht messen könne mit den eigentlichen Weltmächten, der Union, England und Rußland. Man wies hin auf unsere Handelsmarine, die an Tonnengehalt den dritten Rang unter allen behauptete, gleich hinter der britischen und amerikanischen. Man begehrte nun auch ein schleuniges Wachsthum unserer Kriegesflotte, die den Völkern jenseits des Oceans verkünden müsse, „auch Preußen und Deutschland habe seine Consuln mit Kanonen.“ Und so geht selbst jetzt in diesem unvergleichlichen Momente unseres höchsten Kriegesruhms, inmitten der erfreulichsten Aussichten auf gerechte und heilsame Friedenserrungenschaften, ein Gefühl durch die Seele manches Vaterlandsfreundes, dem wir am besten Ausdruck geben durch das Urtheil, welches Ranke einmal über das Reich Karls des Großen ausspricht: „Wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohl befestig-